

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Band: 93 (1973)

Nachruf: Hanns von Meyenburg : 1887-1971
Autor: Ulrich, Conrad

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



J. V. Argyrakis

CONRAD ULRICH

Hanns von Meyenburg

1887–1971

Auffallend gross, schlank, das markante Gesicht von studentischen Mensuren gezeichnet, beim Gehen leicht nach vorne geneigt, in der Bewegung gemessen, fast etwas steif und immer von gepflegtester Kleidung, stets ungemein korrekt im Umgang, wahrte er im ganzen Gehaben dem Fernerstehenden gegenüber eine gewisse Distanziertheit, vielleicht fast etwas Geheimrätliches. So mag Hanns von Meyenburg in der Erinnerung jener leben, die ihn auf dem Katheder oder von mehr offiziellen Gelegenheiten kannten. Für den Freund kamen zu diesen Merkmalen sein breites geistiges Spektrum, die Fähigkeit zu freundschaftlicher Treue und die Liebenswürdigkeit. Er war nicht eigentlich gesprächig, was die Gabe, pointiert zu erzählen, keineswegs ausschloss, und wer diskutierend mit ihm die Klängen kreuzte, musste auch seinem scharfen, kritischen Humor gewachsen sein. Nicht nur im Schriftlichen, auch in der alltäglichen Unterhaltung formulierte er seine Gedanken differenziert und gewandt. Dabei konnte eine Färbung seines Dialektes auffallen, die lange Aufenthalte an anderssprachigen Orten ahnen liess. Seine frühe Erziehung prägte ihn durch ihren weltläufigen Schliff für das ganze Leben. Er war wohl nie das, was man einen «typischen Zürcher» nennen würde, und doch zeigte er sich mit unserer Stadt und ihrem kulturellen Erbe enger verbunden als mancher, der einen altzürcherischen Namen trägt.

Hanns von Meyenburg entstammte väterlicherseits einer alten Schaffhauser Familie: Dem 1687 zum Doctor Medicinæ in Basel promovierten Johann Jakob Meyer (1665–1717) trug sein Ruf die Mitgliedschaft der kaiserlich Leopoldinischen Akademie in Wien ein, und 1706 wurde er unter dem Namen von Meyenburg in den Reichsritterstand erhoben. Von ihm führt eine Linie hoher schaffhausischer Magistraten bis hin zu Viktor (1834–1893), der seinen künstlerischen Neigungen folgen durfte und sich zum Bildhauer ausbildete. Die engere und weitere Heimat boten ihm auf die Dauer zu spärliche Aufträge, was ihn veranlasste, 1869 nach Dresden zu übersiedeln. Drei

Jahre vorher hatte er sich mit Constanze von May verheiratet, der in Zürich aufgewachsenen Tochter von Friedrich von May-Escher, dem damaligen Leiter der Maschinenfabrik Escher-Wyss.

Als jüngstes der neun Kinder dieses Paares wurde Hanns von Meyenburg am 6. Juni 1887 in Dresden geboren, wo er auch die ersten Schulen besuchte, bis er aus gesundheitlichen Gründen weitere Jugendjahre in klimatisch günstigen Kurorten verbringen musste. 1903 wurde er in Zürich heimisch, wohin seine verwitwete Mutter zurückgekehrt war und das damit zum Zentrum seines Lebens wurde.

Aber weder der grosse und lebenslang treue Freundeskreis, den ihm die letzten Gymnasialjahre schenkten, noch die Wahl des Berufes, zu dessen Ausübung er an die hiesige Universität berufen wurde, hätten vermutlich die intensive Bindung an Zürich bewirken können, das alle seine Geschwister mit einer Ausnahme verlassen hatten. Die wesentliche Verwurzelung lag tiefer:

Über ihre Mutter, Anna Escher aus dem «Felsenhof», hatte Constanze von Meyenburg 1875 das Landgut «zur Schipf» in Herrliberg geerbt. Die «Schipf», die den ersten Ausbau zum «Lusthaus» den Werdmüllern verdankte, gehört unzweifelhaft zu den schönsten zürcherischen Landsitzen. Wie wenige andere war sie, seit Conrad Escher sie 1723 erworben und erheblich vergrössert hatte, nur noch durch Erbgang übertragen worden und bewahrte dadurch für ihre jeweiligen Besitzer besonders reiche familiäre Erinnerungen. Um diese ihren im Ausland aufwachsenden Kindern zu erhalten, entschloss sich die neue Gutsherrin, trotz der grossen Distanz alljährlich zu ausgedehnten Sommeraufenthalten von Dresden an den Zürichsee überzusiedeln. Anschaulich berichteten Meyenburg und seine Geschwister von den langen Bahnfahrten in die Heimat und vom letzten Teil der Reise mit Ross und Wagen – die Seebahn wurde erst 1894 eröffnet –, wobei man nicht verfehlte, bei den Meyer-Hirzelschen Verwandten im «Traubenberg» noch haltzumachen, um dann die Heimkehr in die «Schipf» zu geniessen. Hier wurde eine echt viktorianische Geselligkeit gepflegt: man hatte Musse für die Begegnung mit der Familie im weitesten Sinne des Wortes, man hatte Raum und Hilfe, um die Gäste zu empfangen und notfalls auch zu beherbergen. Dem aus Gesundheitsgründen meist fern von den Seinen lebenden Hanns mussten diese Monate besonders glücklich erscheinen. Seine Bindung an diese Welt findet mit dem, in ungelenker Kinderhandschrift ins Gästebuch eingetragenen «Auf Wiedersehen, *liebe* Schipf» des 11jährigen scheuen Ausdruck. 1893, nach dem Tode ihres Mannes, verzeichnet die Mut-

ter in der Chronik, dass sie «das Gut als ein ihr von Gott anvertrautes Besitztum und als Erbe vieler bewährter Vorfahren» leiten wolle, mit dem herzlichen «Wunsch und dem Bestreben, dass dieser schöne Fleck Erde noch Vielen zur Erholung und Erquickung» reichen möge, was ihr in den folgenden 35 Jahren glücklich gelang – und wie vieles von dieser Gesinnung wird auch ihr Sohn mit dem Hause übernehmen und weiterpflegen.

Nachdem er 1906 die Maturität bestanden hatte, studierte er in Zürich und an verschiedenen deutschen Universitäten Medizin – «nicht aus Berufung, sondern vielmehr bestimmt durch das Interesse an den Naturwissenschaften», wie er selber sagt – und habilitierte sich 1918 in Zürich für allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie. 1914, am Tage des Kriegsausbruches, hatte er sich mit Annie Weber verheiratet. Mit seiner Frau und den drei Kindern zog er für eine kurze Tätigkeit nach Luzern, um dann eine Professur in Lausanne zu übernehmen; 1925 wurde er auf den Zürcher Lehrstuhl berufen. Wenn er in seinem Lebensrückblick sagt, dass es für ihn nicht leicht war, im damals tätigen Kreise von Wissenschaftlern seine «Stellung zu behaupten», so mag unter anderem die Tatsache, dass er bereits 1934 zum Rektor gewählt wurde, zeigen, dass er nicht nur «durch die Zuverlässigkeit in der Arbeit des pathologischen Institutes seinem Fach die Stellung sicherte, die ihm als Grundlage der praktischen Medizin zukomme», sondern auch durch seine Persönlichkeit und seine wissenschaftlichen Publikationen. Gehörte er vielleicht auch nicht zu jenen mitreissenden Rednern, wie sie damals noch in Zürich dozierten, so verdanken doch zahllose Studenten der Jahrgänge zwischen 1925 und 1953 seinen wohlformulierten, abgewogenen Vorlesungen und Kursen ein ungemein solides, breites Wissen. Der Umgang mit seinen Schülern hat ihm zeitlebens die Fähigkeit des Verständnisses für die Anliegen der jüngeren Generation erhalten, für deren Fehler ihn die eigene studentische Vergangenheit nachsichtig stimmen mochte. Auf anderem Gebiet fand dieser Sinn für das Gegenwärtige darin Ausdruck, dass der Besucher in manchen Räumen seines Hauses zu seiner Überraschung modernen Bildern begegnen konnte, die er mit seiner künstlerischinteressierten Frau erworben hatte.

In den ersten Jahren nach seiner Heimkehr nach Zürich begannen die Kräfte der alternden Mutter abzunehmen, und 1928 ging die «Schipf» an ihren jüngsten und einzig in Zürich ansässigen Erben über. Die Verkehrsmittel ermöglichten nun ein ganzjähriges Bewohnen des Hauses, und so wurde in taktvoller Restauration der alte Sitz

für die modernen Bedürfnisse hergerichtet und im Sommer 1929 bezogen. Für den Hausherrn ergab sich daraus ein Nebenberuf, in den er sich wohl mit treuen alten Helfern einarbeiten konnte, der ihn aber vor manche Probleme stellte: die Bewirtschaftung des Landgutes. Rebbau – an einer der besten Klevnerlagen des Sees –, Obst- und Gemüsebau, Milchwirtschaft, und später während des Krieges allenthalben Mehranbau in den Gartenflächen – alles musste mitbedacht werden, und wenn immer es der Beruf erlaubte, konnte man ihm, vom grossen Neufundländer begleitet, auf dem unerlässlichen «tour du propriétaire» begegnen. Soviel Interesse und Freude er dem Reiz des ländlichen Jahreslaufes entgegenbrachte, wurde leider gerade er ihm doch auch zur Last, als später die Stadt nach dem Zweiten Krieg immer enger an das Gut herandrängte und die Probleme der Landwirtschaft und der nötigen Hilfskräfte immer mehr wuchsen.

Ein Anliegen war es dem neuen Schipfbesitzer, das alte Gut nicht nur für sich und seine heranwachsenden Kinder zu betreiben. Im Geist seiner Verpflichtung gegenüber den für Zürich aussergewöhnlichen Räumen suchte er diese für einen weiteren als den Familien- und Freundeskreis zu beleben – wobei die Hausfrau nie verfehlte, durch ihre malerischen Blumenarrangements den Sälen einen besonderen Schmuck zu geben. Bei kleinen, für geladene Gäste organisierten Hauskonzerten kam jedesmal die Hausorgel zu ihrem Recht, die es dem begeisterten, leider frühverstorbenen Hans Caspar Ricklin besonders angetan hatte. Daraus wurden gewichtigere Veranstaltungen: Durch manches Jahr trat das damals auf der Höhe seines Rufes stehende Winterthurer Streichquartett im Dienste wohltätiger Zwecke im Schipfssaal auf. Einmalig unter diesen Veranstaltungen blieb jene vom Stadttheater durchgeführte «Lustfahrt zu musikalischem Kurzweil», welche in der Aufführung des «Devin du Village» von Rousseau bestand und Räumen und Garten den ganzen Reiz des 18. Jahrhunderts für einen Sommerabend zurückgab. Lokale Gesellschaften, internationale Kongresse fanden ein offenes Haus, und als man 1946 einen geeigneten Ort suchte, um Winston Churchill in privaterem, zürcherischem Rahmen zu empfangen, fiel die Wahl zur berechtigten Freude Hanns v. Meyenburgs auf die «Schipf».

Daneben bot das Ehepaar Meyenburg nicht nur den Geschwistern, sondern auch zahlreichen Freunden und Hilfesuchenden sein Haus als Heimstatt an: Fachkollegen, Freunde, Studenten, Kriegskinder – alle genossen sie die Gastfreiheit, das Glück der Ruhe und der freihheitlichen Gesinnung auf dieser Friedensinsel.

Während der Kriegsjahre hatte Meyenburg mit Hingabe den Neubau des pathologischen Institutes innerhalb der Gesamtkonzeption des neuen Kantonsspitals geplant; die Einweihung im Juli 1947 dürfte einer der Höhepunkte seines beruflichen Lebens gewesen sein. Für die 1951. erschienene Spitalgeschichte beschrieb er die Entwicklung dieses Institutes, was rückblickend wie ein erster Schritt zum Verlegen seiner Interessen vom Medizinischen zum Historischen wirkt: Schwere Krankheit und gewisse berufliche Unannehmlichkeiten liessen in ihm den Entschluss reifen, sich nach 35jähriger Lehrtätigkeit 1953 in ein Otium zurückzuziehen, welches er noch mehr als anderthalb Jahrzehnte geniessen durfte, «frei von den drückenden Berufspflichten, ganz den persönlichen Neigungen und Interessen sich widmend».

Mit der Akribie des Naturwissenschaftlers als bester Voraussetzung begann er seine historischen Studien: Sie galten in bewusster Beschränkung dem alten Landsitz und seinen Bewohnern. Er schöpfte das reichhaltige Archiv des Hauses aus, das durch weitere Forschungen zu ergänzen war, und liess so, getragen von der Liebe zum Objekt, eine Guts-geschichte entstehen, wie sie für die zürcherische Kulturgeschichte nahezu einmalig ist. Ein Jahr später (1958) erschien, leider etwas abseits, ein schmales Bändchen über die Beziehungen des eingangs erwähnten J.J. v. Meyenburg zu den Grafen Montfort und Schönborn; die im Familienarchiv liegenden Briefe an den ersten Meyenburg bildeten die Grundlage zu diesem konzentrierten Essay, welcher einerseits interessante Einblicke in das Verhältnis des hohen Adels im alten Reiche zu den Mitgliedern des schweizerischen Patriziates vermittelt und anderseits neben den bekannteren ehepolitischen Verwicklungen dieser Magnaten überraschende Aspekte ihrer Finanzpolitik zeigt, die auch für heutige Begriffe als ausgesprochen gewagt bezeichnet werden darf.

Es entsprach durchaus seiner Art, dass er niemandem verwehrte, gleichfalls über die «Schipf» zu arbeiten: So enthält das XX. Neujahrsblatt der Musikgesellschaft zwei Studien von Dr. A. Briner und F. Jakob über das vermutlich vom werdmüllerschen Kunstkabinett herübergerettete Musikbild aus der frühen Renaissance und über die spätbarocke Hausorgel.

Nachdem die Geschichte des Landgutes geschrieben war, wollte auch sein Übergang auf die nächste Generation bedacht werden. Als ob 35 Jahre in seinem Leben eine richtige Kadenz wären, wählte Meyenburg auch hier diesen Zeitablauf, um sich in das gleichfalls auf

Herrliberger Boden gelegene Haus seines ältesten Sohnes zurückzuziehen, dem er nun, 1964, das Familiengut überliess.

Jahre eines geruhsamen und kritischen Betrachtens des eigenen Altwerdens – sein Beruf hatte ihn auf alle Symptome von Erkrankungen sensibel zu reagieren gelehrt – und der heiteren Teilnahme am Heranwachsen der nächsten Generationen folgten. Diese boten ihm auf ihre Weise jene Anregung, die einst der enge Freundeskreis aus den Gymnasialjahren, den er allein überlebte, gebracht hatte. Erst im letzten halben Jahr seines Lebens nahmen die Beschwerden des Alters rasch zu und trübten bisweilen den bis dahin stets wach gebliebenen Geist; am 6. November 1971 ist Hanns von Meyenburg entschlafen.